Der gefeierte Sohn

Autor(en): **Christen, Hanns U.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **103 (1977)**

Heft 24

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-615305

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hanns U. Christen

Der gefeierte Sohn

«Aus dir wird ja doch nie etwas Rechtes!» sprach der Herr Papa zu seinem 18jährigen Sohne, schüttelte den Kopf und fügte wissend hinzu: «Hungrige Maler gibt es ohnehin schon genug!» Einer der beiden Sätze war eine weise Feststellung, der andere war ein Irrtum. Welcher welches war, wird sich noch zeigen.

Die Frau Mama war anderer Meinung. Sie hiess Ursula, was für eine Frau immer ein gutes Omen ist (Ausnahmen bestätigen penetrant die Regel), und legte für ihren Noldi ein gutes Wort beim Vater ein. Beziehungsweise viele gute Wörter. Dabei half ihr auch noch der Deutschlehrer, ein gewisser Wilhelm Wackernagel, und beide zusammen schafften es, dass der Sohn dann halt doch nicht in die Fabrik des Vaters eintreten musste. Die war sowieso am Rande des Konkurses, und das mag dazu beigetragen haben, dass der Sohn nicht gerade viel Zehrgeld mit auf den Weg an die Akademie in Düsseldorf bekam, wo er das Malen lernen durfte. Um sein Geld zu strecken, suchte er sich in den Arbeiterbeizen, wo er ass, stets die unverdaulichsten Gerichte aus, mit denen sein Magen zwei Tage lang beschäftigt war. Und nach Düsseldorf ging er überhaupt nur, weil das Leben dort weniger mit Versuchungen gepflastert war als in anderen Städten mit Kunstakademien. Ausserdem konnte er dort schon deshalb kein Geld versaufen, weil der Wein, den's dort gab, ihm ungeniessbar schien.

Was er malte, der noch nicht volljährige Jüngling, waren Landschaften mit recht viel Stimmung. Unter anderem eine mit geknickten Tannen bestandene Felsenschlucht im Mondschein und eine Burgruine bei Sonnenuntergang im Gegenlicht. Dann fuhr er nach Paris zu einem Freund, der dort ein Atelier hatte – eine magere Bude mit einem einzigen Bett, in dem beide schliefen – und lernte Akte malen. Nicht etwa auf einer offiziellen Malschule, sondern bei einem gewissen Monsieur Suisse, der einen Raum besass, wohinein er ein Aktmodell stellte und es von Malern gegen bescheidenes Entgelt abmalen und zeichnen liess. Der junge Basler ass mittags bei einem Rossmetzger etwas Billiges und abends in einem Bistro etwas ebenso wenig Teures. Einmal winkte ihm das Glück: eine revolutionäre Meute riss ihn mit in ein vornehmes Gebäude, wo er den Weg in die Küche fand und dort ein Stück einer gelblichen, harten Masse mitnahm, die nach Käse roch. «Parmesan!» dachte er und brachte seinen Schatz wohlbehalten aus dem Haus, um ihn mit zwei Freunden zu teilen. Die Freude war aber nur kurz: als sie hungrig in den Parmesan bissen, merkten sie, dass es von der Bouillon abgeschöpftes, ranziges Rinderfett war.

Bald kam er wieder nach Basel zurück, malte weiter Landschaften und verlobte sich mit einer Louise Schmidt, mit der er in den Wald spazierte, damit er sie dort zeichnen konnte, samt seinem Selbstportrait nebendran. Der Vater der Dame, Küfermeister und wohlhabend, war gar nicht begeistert, aber er stimmte einer Verlobung zu, als der junge Maler nach Rom reiste, um dort weiter das Malen zu lernen. Kaum war er in Rom, als ihn die Nachricht niederschmetterte, dass Louise gestorben war. Es ging ihm auch sonst miserabel – hungern war seine tägliche Beschäftigung. Schliesslich fuhr er wieder in seine Vaterstadt, erinnerte sich an eine Jugendliebe, hielt um sie an und bekam einen riesigen Korb. Schnurstracks ging er auf die Strasse, sprach die erstbeste Magd an und verlobte sich mit ihr. Seinen Freunden gelang es erst nach langem, die Bindung aufzulösen. Wieder fuhr er nach Rom, setzte sich oft ans Fenster und spielte ergreifende Weisen auf der Flöte. Die drangen ins Ohr einer Nachbarstochter namens Angelina, 17 Jahre jung, die sich in ihn verliebte, und er sich in sie. Gegen den Willen der Tanten, bei denen Angelina lebte, heirateten die beiden. Der junge Maler war mittellos, aber Angelina sollte ein kleines Vermögen mit in die Ehe bekommen. Nur wurde es ihr verweigert, weil sie so einen hergelaufenen Nichtsnutz geheiratet hatte, und Protestant war er auch noch. Es gab einen Prozess, aber die Mitgift wurde nicht bezahlt. Angelinas Verwandte liessen das junge Paar wissen: wenn es jetzt nicht sehr rasch aus Rom verschwinde, würde man dem hergelaufenen Maler schon zeigen, wo Bartolomeo den Frascati holt (oder wie man das in Rom ausdrückte). Kinder kamen auch noch – insgesamt vierzehn, aber nur sechs blieben am Leben.

Mit 30 Jahren, seiner Frau und ein paar Kindern siedelte er sich wieder in Basel an, im Haus seines Vaters, und verdiente sich etwas Geld, indem er Hauswände dekorierte. Dann stellte er ein Bild aus, ein paar Mädchen an einem Brunnen darstellend. Die Stadt war empört. Wohlmeinende Freunde des Vaters rieten dem ernste Worte mit seinem Sohne zu sprechen. Dazu kam, dass der Maler aus Mangel an Geld einige Schulden gemacht hatte, und so etwas kann man in Basel nur tun, wenn's in die Millionen geht; dann heisst das nicht Schulden, sondern Kredit. Die Gläubiger liessen öffentlich davor warnen, dem Maler etwas ohne Barzahlung auszuhändigen, und benahmen sich auch sonst typisch. Und der Vater warf Sohn samt Frau und Kindern aus dem Haus.

Wäre in diesem kritischen Moment nicht der Herr Konsul Wedekind aus Hannover erschienen, so wäre es um die Familie arg bestellt gewesen. Der Herr Konsul liess alle nach Hannover kommen, wo der Künstler fünf Bilder für die Wände eines Speisesaals malen sollte – riesige Helgen mit romantischen südlichen Landschaften, allerlei wildbewegten Figuren und sogar einer brennenden Burg drauf samt felsiger Meeresküste und Fischerboot. Das Entgelt bestand im Ersatz der Materialkosten und freier Station. Ein zusätzliches Honorar, bescheiden genug war's, rückte der Herr Konsul erst nach einem Prozess heraus – die Felsen hatten ihm nicht gefallen.

Der Künstler samt Familie reiste nach München, weil er dort bessere Absatzmöglichkeiten für seine Bilder vermutete. Aber es ging ihm nur noch dreckiger. Typhus bekam er noch obendrein. Und wäre nicht die Baslerin Emilie Linder gewesen, die in München ein keusches Leben als Malweiblein und Gönnerin führte, so hätte es nicht einmal etwas zu essen gegeben.

*

Jetzt wird Sie's vielleicht doch so langsam wundernehmen, von wem ich da eigentlich schreibe. Wer der Basler Maler ist oder war, dem es so arg erging. Sie kennen ihn alle. Er heisst Arnold Böcklin. Der Mann, der viele Bilder malte, die heute noch als Reproduktionen in ungezählten guten Stuben hängen: den «Heiligen Hain», die «Toteninsel», das «Spiel der Najaden» und andere. Der Mann, dessen Name noch vor dreissig Jahren in Künstlerkreisen als Schimpfwort benützt wurde, wenn man einem Maler mit etwas zu viel künstlerischem Gefühl etwas Schlechtes nachsagen wollte. Ich habe damals gesagt: «Wartet nur ein Weilchen, so etwa zwanzig Jahre, und Ihr liegt alle vor Arnold Böcklin auf dem Bauch und bewundert seine Werke!» Worauf mich die Künstler mit dem Schimpfwort «Du Böcklin!» zu beleidigen suchten.

Nun – jetzt findet drei Monate lang in Basel im Kunstmuseum eine Ausstellung von Werken des Basler Malers Arnold Böcklin statt, zur Feier der 150 Jahre, die seit seiner Geburt am 16. Oktober 1827 vergangen sind. Aus der ganzen Welt, ja sogar aus der übrigen Schweiz, kommen ungezählte Leute nach Basel, um Böcklins Bilder zu sehen. Und die Basler sind unerhört stolz auf Noldi, den Sohn ihrer Stadt, aus dem trotz der Prophezeiung seines Vaters doch etwas Rechtes geworden ist: nämlich der einzige in Basel geborene Maler mit Weltruhm.